

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1894)
Heft: 44-45

Artikel: Die Frauen : unsere Verbündeten
Autor: Proechter-Haaf, Fanny
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-802123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und wilder an des Alten mürbem Mantel zerrt
Der Sturm, und wühlt mit eisigkalten Fingern
In seinem greisen Haare und im dünnen Bart.
Mit jedem Schritte sinkt der unstät müde Fuss
In windgehäufte Berge weichen, lock'ren Schnees,
Darunter ihn noch wuchernd Dorngestrüpp zersticht.

Und Ahasverus stöhnt hinaus zur wilden Nacht.

Da schimmert weit von ferne her durch Eis und Sturm
Ein Lichtlein in verheissungsvoller Helle.
Aufs neue strengt sein frierend zitterndes Gebein
Der Wandrer an und watet durch die Wirbel
Des Schnees haideeinwärts jenem Sterne zu. —

Ein Haidehaus. Und drinnen brennt der Christbaum.
Und Ahasverus schaut mit feuchten, heissen Augen,
Die Eltern, Kinder sitzen in vertrautem Kreis.
Und mitleidsvoll hört er den Vater sprechen:
»Geht, lasst den Caro doch herein, das gute Tier!
Ihn wird es frieren drausen in der Hütte,
Denn gar zu kalt und stürmisch ist die Nacht!«

Da zittert's durch das Herz des ew'gen Wandlers,
Als wie ein Dankgebet zum furchtbar strengen Gott,
Der ihm gegönnt in dieser Nacht der Liebe
Ein Ruheplatzchen für sein wehdurchrastes Haupt.
Er tastet sich entlang der Wand des Hauses
Bis zu der Tür, an deren starkem Eichenholz
Des Sturmes Riesenhand vergeblich rüttelt.

Schon hebt die mag're Faust zum Pochen Ahasver,
Da fällt sein Blick auf einen dunklen Klumpen.
Ein flücht'ger Vollmondstreifen zwischen Wolken her
Zeigt ihm das Antlitz des erfrornten Bettlers,
Dem mitleidlos dies Haus den Eingang hat versagt.

Und Ahasver stösst einen Schrei zur Nacht hinaus,
So gellend, dass des Sturmes Donnerstimme
Sich wie ein winselnd Hündlein scheu vor ihm verkriecht.

Die Frauen — unsere Verbündeten.

Offener Brief an die Frauenwelt.

Von Fanny Prächter-Haaf.

Motto: Ihr Frauen, nicht wenig erhofft das
Vaterland von Euch. *Leopardi.*

Es gab Zeiten, in welchen das dunkelste, fernliegendste Gemach des Hauses der einzige Aufenthalt der Frau war, Zeiten, da man die Unfreie einschloss, sie einengte in allen ihren Bewegungen. Alles Streben des frei sich entwickelnden Menschengeistes war ihr versagt und streng wurde nach dem Grundsatz gehandelt, »dass die Weiber schweigen sollten in der Gemeinde«. Was über die Spindel und Kinderauflüttung (denn Pflege und Erziehung konnte man das nicht nennen) ging, musste und sollte der Frau eine fremde Sache sein. Wenn die Männer am Schenktische zeichten und die Tagesfragen besprachen, musste die deutsche Bürgersfrau als Magd in der Ecke stehen und den Zechenden die Krüge frisch auffüllen, ohne das Wagnis begehen zu dürfen, sich in das Gespräch zu mischen. Und doch — welch gewaltigen Einfluss zeigt die Frau auf den Gang der Weltgeschichte — von Erschaffung der Welt an Sünde und Tod bringend — und grausige Blutthaten geschehen um der Geknechteten, der Unfreien willen. Tausende von Menschenleben werden hingemordet um die schönen Augen einer Frau, das zauberische Lächeln, das Goldhaar, den rosenroten Mund einer Frau. Eine Handbewegung, ein Blick, ein Wort — hat Ströme vergossenen Blutes zur Folge gehabt — die Rache einer stolzen Verlassenen legte blühende Städte in Trümmer und Asche. Erforscht die Geschichte, steigt hinunter in

dunkle Archive und ihr werdet das Wort: »Cherchez la femme!« in tausend Variationen belegt finden. —

* * *

Jahrhunderte sind vergangen. Eine neue Zeit, mit tausend gährenden, wichtigen Fragen arbeitet daran, auch der Frau Menschenrechte zu verleihen.

Rechte sind uns geworden, die wir dankbar entgegennehmen und deren wir uns würdig erzeigen wollen.

Was aber verleiht dem Recht die Würde? — Doch gewiss vor allem die treu ausgeübte Pflicht. Und welches sind die Pflichten des zu selbständigem Denken herangereiften Weibes?

Die Weltgeschichte berichtet von der dämonischen Macht des Weibes, — eine Macht, die gebraucht worden ist viel zum Bösen, Unheilbringenden, — wenig zum Guten. Die Gründe dieser Thatsache liegen nahe, es ist hier aber nicht der Ort, sie näher zu untersuchen.

Die Pflicht der modernen Frau aber ist: nach jeder Seite hin segenbringend zu wirken. Wir haben die Pflicht, unsren Nächsten, unsren Gatten, Kindern und Brüdern das Leben edel, in schönster, reinster Menschlichkeit zu gestalten. — Wir sollen unser Heim schützen vor Zerstörung und Zerrüttung, vor Elend, Krankheit, Armut und Laster. Wir sollen festhalten an allem, was es erhält, an Ordnung, Gesundheit, schönem Mass in allem, an freier Entfaltung des Körpers und des Geistes, den Frieden nach innen und nach aussen pflegen.

Der Friede aber ist die allerhaltende, beseligende Macht, der Unfriede die zerstörende, Fluch und Verderben bringende Gewalt, und er hat in seinem Gefolge den Krieg, den furchtbarsten Feind der Menschheit.

Was aber kann die Frau thun, den Feind ihres Glückes, ihres Hauses, vom Lande fernzuhalten? Wie soll sie Vertheidigungsmittel schaffen, den grausen Tod abzuhalten vom Manne, vom Kind, von Vater und Bruder?

Tausend Mittel stehen der wollenden, zielbewussten, entschlossenen Frau zu Gebote. O, wenn die Frau aufwachen wollte von dem Schlaf, der sie seit Jahrhunderten umfängt! Wenn sie die Macht, die ihr verliehen, in ihrem ganzen Umfange erkennen wollte! Wenn sie endlich einmal diese Macht benützte zu den edelsten Werken der Menschenliebe!

(Fortsetzung folgt.)

Nationalhass.

Von Wilhelm Unseld.

Der Hass an und für sich gehört zu den verabscheuungswürdigsten Lastern, die einem Menschen anhängen können, denn aus ihm entspringen die grössten Verbrechen, deren der Mensch fähig ist. Einem Menschen, der von Hass gegen seinen Mitmenschen erfüllt ist, fehlt das Wichtigste, was den Menschen erst zum Menschen macht, nämlich das fühlende Herz für den Nebenmenschen, und wem immer die Möglichkeit gegeben ist, der suche den Umgang mit solchen Menschen zu meiden. Ein Mensch, der hasst, dem fehlt mit einem Wort die ächte innere Bildung, der kann ein gesellschaftlich, für den Umgang geschliffener Mensch sein, in Wirklichkeit ist er roher als der jähzornige Bauernbursche; denn wenn dieser zur verbrecherischen That durch die plötzlich erwachende Leidenschaft hingerissen wird, so führt jener dieselbe nach langer Ueberlegung kalten Blutes aus. Hass ist ein krebsartiges Geschwür, welches das ganze Innere des Menschen zuletzt überwuchert und zerfrisst, und das erst verschwindet, wenn das jeweilige Individuum entweder durch plötzlich eintretende Verhältnisse und Veränderungen von der Ungerechtigkeit desselben überzeugt wird, oder wenn das Individuum aufhört zu sein.

Ich habe diese kurze Betrachtung über das Laster, wie es beim Einzelmenschen auftritt, vorangestellt, weil es nach derselben leichter sein dürfte, das grosse Laster zu betrachten, das von raffinierten Sophisten im Laufe der Geschichte bis heute als Völkertugend geschildert wird.

Hass bleibt Hass, ob er beim Individuum, oder ob er in der Familie, in Gemeinden, Völkerstämmen oder bei ganzen Völkern auftritt; Hass bleibt was er ist, eines der verabscheuungswürdigsten Laster; und führt derselbe das Einzelverbrechen beim Individuum aus, so geschieht das in Masse bei den Völkern. Nun aber kommt der schändliche Wendepunkt, den gewissenlose Sophisten heutigen Tages noch benützen. Die That, die aus dem Hass des Einzelnen entspringt, ist Sünde, ist Verbrechen; die Thaten, die aus dem Hasse der Völker, dem Nationalhass entspringen, geschehen zur Ehre Gottes, zum Ruhme des Volkes!

Wer möchte nicht laut aufschreien vor Scham, und die Völker, bei denen solche Lehren heute noch aller Orten gäng und gäbe sind, diese Völker nennen sich Kulturvölker und glauben mit Verachtung auf die Wilden, auf die Barbaren und Halbbarbaren herabsehen zu dürfen!

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Einer telegraphischen Meldung aus Buenos-Aires zufolge sollen die zwischen Brasilien und Frankreich und zwischen Brasilien und Italien schwebenden Streitigkeiten schiedsgerichtlich entschieden werden.

Auf allen Seiten errichtet man Denkmäler, Standbilder u. s. w. zur Erinnerung an Kriege und Krieger.

In Johanngeorgenstadt (im sächsischen Erzgebirge), einem Städtchen von 5—6000 Einwohnern, tagte am 25. Oktober ein Komitee, um über die Errichtung eines Kriegerdenkmals zu beraten; der Militärverein von Johanngeorgenstadt hat bereits einen Fonds hiefür angesammelt und so gedenkt man zur 25. Wiederkehr des Sedantages das Enthüllungsfest zu feiern. — Wie mancher Schweisstropfen harter Arbeit klebt wohl an den Talern des Denkmal-Fonds? — Die Menschen sind doch eigen, — sie sparen sich Bissen vom Munde ab, — um den späteren Generationen in Stein und Bronze zu zeigen, wie mutig sie einander umbrachten!

Und nicht einmal sicher sind sie des gewünschten Erfolges — denn wer weiß, ob die Nachwelt in den Denkmälern nicht vielleicht historische Beweise unserer Verteiltheit erblicken wird, statt der Tugend „Tapferkeit“? — Ach was, sich oder die Seinen oder wenigstens einen Ahnen so „verdenkmalt“ zu sehen, ist doch herrlich, — dafür kann man schon einmal harte Brotkrümel zu Abend knuspern! —

In Berlin werden einleitende Schritte gethan zur Errichtung eines National-Denkmales für den Generalfeldmarschall Graf Moltke.

In Pau, der Hauptstadt des französischen Departements Niederspyrenäen, wurde kürzlich in Gegenwart des Kriegsministers Mercier und des Ministers der öffentlichen Arbeiten das Denkmal des Marschalls Bosquet enthüllt, wobei Mercier in seiner Schilderung des Lebenslaufes des Verewigten auf den ritterlichen, aber brudermörderischen Kampf (Krimkrieg) der beiden grossen Nationen, deren gegenseitige Sympathien sich seither in glänzendster Weise befestigt haben, hinwies. — Vor 40 Jahren standen sich Frankreich und Russland in „brudermörderischem“ Kampfe gegenüber, — vor einem Jahre warfen sie sich als Busenfreunde einander in die Arme, — man sieht, die Zeit heilt Wunden, — oft rascher, viel rascher als Einzelne gerne sehn, — ist da die Hoffnung gar so thöricht, dass die Beziehungen Frankreichs zu der andern grossen Nation, mit der sie vor einem Vierteljahrhundert heisse Kämpfe schlug, — auch in nicht gar zu ferner Zeit wirklich herzliche werden könnten?

Allerdings, die Rede, die Mercier beim Bankett, das der Denkmalsenthüllung folgte, hielt, war nicht dazu angethan, das Herannahen dieses Zeitpunktes zu beschleunigen! Der Kriegsminister mahnte daran, dass es eine Zukunft gibt, eine Zukunft, die er nicht definieren wolle, und sagte in seinem Trinkspruch: „Nach dem Ruhme der Vergangenheit und demjenigen der Gegenwart trinken wir vor allem auf den Ruhm der Zukunft!“ —

Das ist wieder einmal einer, der mit offenem, flackerndem Lichte in der Scheune herumpatrouilliert, um die Frucht vor Dieben zu schützen!

Halt, noch ein Denkmal! Dem Dichter Heine wollte man ja auch ein Standbild weihen, — aber die Stadtverordneten von Mainz lehnten es in namentlicher Abstimmung ab, einen Platz dafür herzugeben! Was wollen auch die Leute? — Heine war doch kein Feldherr, kein Krieger, der hat sich doch seine Lorbeeren nicht im „ehrlichen“ Brudermorde erworben, — und überdies war er ein Jude!!! —

Ein himmlisches Lächeln spielt um die durchgeistigten Züge des verklärten Freiheitssängers, — er will kein Monument aus kaltem Marmelstein, in warmen, pochenden Herzen lebt er fort von Generation zu Generation! —

* * *

In gespannter Erwartung blickt Europa nach dem Osten! Was wird die Zukunft uns dort bringen? Wird es die friedlich leuchtende Sonne sein, deren Aufgang man so sehnstüchtig erwartet, — oder ein düsteres Thranlämpchen? — Am Ende gar ein unstät flimmernder Irrwisch?!

Die Blätter sprechen meist in beruhigendem Tone, sie lassen in ihren Ausführungen zwar einige unangenehme Eigenschaften des jungen Zaren durchblicken, — zischeln von ausserordentlich stark ausgeprägtem nationalen Chauvinismus, von starrem Eigenwillen und ähnlichen negativen Tugenden, — doch im allgemeinen sehen sie den Dingen, die da kommen werden, vertrauensvoll entgegen. „Man kann eine liberale Politik erwarten, Nikolaus II. hat durchaus keine kriegerischen Ambitionen,“ heisst es.

Das ist ja prächtig! Aber wenn er zufällig „kriegerische Ambitionen“ hätte? Was dann? Dann hätte man halt einen allgemeinen Zusammenkraich zu erwarten! Die nämlichen Menschen, die nämlichen Staaten, die seit Jahrzehnten unaufhörlich rüsten, um sich unter Aufopferung des Nationalwohlstandes, der individuellen Freiheit, der Selbstachtung seiner Söhne, des Glücks Tausender, den Frieden zu sichern, — die gestehen jetzt kleinlaut, dass all' ihre Anstrengungen am Willen eines Einzelnen zu Schanden werden könnten! — Wir glauben zwar nicht, dass ein Reusenherrscher einen Völkerkrieg vom Zaune zu brechen wagen kann, — er muss im eigenen Lande fest und sicher stehen können, bevor es geraten ist, seine Schritte über die Grenze zu lenken, — aber dieses bange Zittern der waffenstarrenden Völker, dieses unsichere Sich-selbst-Mut-zusprechen ist ein interessantes Phänomen, es scheint so, als ob man, wenn's drauf ankommt, selbst nicht recht an den Satz glauben würde, dass man sich durch strammes Rüsten den Krieg vom Halse zu halten vermag!

* * *

In Frankreich ist ein Hochverratsprozess in Schweben. Hauptmann Dreyfuss vom grossen Generalstabe soll „Mitteilungen“ an eine fremde Macht verkauft haben. — Einerseits spricht man von Enthüllungen über die Alpengrenze an Italien — anderseits wird die Behauptung aufgestellt („Libre Parole“): Dreyfuss habe die Geheimnisse der Mobilmachung des französischen Heeres an Deutschland verschachert.

Ein Mann, welcher sein engeres Vaterland verrät, ist auch nach Ansicht der „unpatriotischen“ Friedensfreunde ein Schurke, — aber eine Regierung, welche so einem Verräter die Hand bietet, oder gar den Verrat durch Bestechung inszeniert, ist tausendmal erbärmlicher!

Jene, die den verbrecherischen Mitteilungen des Elenden mit Wonne lauschten, werden nächstens wieder von „ehrlichem“ Kampfe sprechen!

* * *

Paul Déroulède will in Gesellschaft Lucian Millevoye's wieder nach Russland reisen, um für die Stärkung der russisch-französischen Sympathien Propaganda zu machen. — Ob sich der Präsident der „National-Liga“ diesmal auch wieder zu Tolstoi begeben wird, um sich eine gesunde Lektion erteilen zu lassen, erscheint etwas fraglich!

Jul. V. Ed. Wundsam,
Akademischer Friedensverein Zürich.

Litterarische Besprechungen des Akadem. Friedensvereins Zürich.

Karl Henckell: „Zwischenpiel“ (Zürich 1894, Verlags-Magazin [J. Schabelitz], Preis Fr. 2. —, M. 1. 60) mit dem Bilde des Verfassers.

Diese Sammlung zeigt uns Henckell in seiner ganzen Grösse als geborenen Dichter! Gedanken über dies und jenes, Momenteindrücke, Naturbilder, überprudelnde Herzensgefühle bilden ein buntes Mosaik.

Was uns am besten gefällt, ist die scharf ausgeprägte Individualität des Dichters. Festen Schrittes geht er den von seiner Muse vorgezeichneten Weg, der Welt und ihren Vorurteilen keine Zugeständnisse machend.

Sein Tadel ist scharf und beissend sein Spott, doch beides ist wahr und gerecht. Hier aufrichtige Ent-